

Familie in Deutschland: Von schwierigem Fortschritt und neuen Vätern

Paul Nolte

Die vergessenen Väter

Neulich am Telefon: »Guten Tag, es geht um das Geburtstagsgeschenk für Lukas. Kann ich bitte mal Ihre Frau sprechen?« »Sie können gerne auch mit mir darüber sprechen.« »Oh, das ist ja schön, meistens wollen die Väter nichts damit zu tun haben.« War dieser Dialog eine zufällige Alltagsimpression – oder ein Schlaglicht auf die Wirklichkeiten von Familie und Geschlechtern in Deutschland am Beginn des 21. Jahrhunderts?

Ob es darum geht, wie in diesem Beispiel, ein gemeinsames Geschenk für die Party eines Klassenkameraden zu organisieren oder ob eine der zahllosen anderen Verpflichtungen des ganz normalen Familienlebens gemeint ist, immer noch gilt: je kleiner die Kinder, desto zuständiger die Mütter. Immerhin war in diesem Fall das Erstaunen darüber, dass auch der Vater als Gesprächspartner zur Verfügung stand, erfreut. Und das heißt doch: Es geht auch anders, ja, es wäre anders sogar wünschenswert.

Familie hat mit Kindern zu tun – das ist selbstverständlich, obwohl wir über das anscheinend Selbstverständliche seit einigen Jahren neu diskutieren und diese Debatten offenbar bitter nötig sind. Familie ist da, wo Eltern für Kinder und Kinder für Eltern Verantwortung übernehmen – auch dieser Leitformel kann man gut zustimmen, weil sie die gewachsene Vielfalt von Familienformen anerkennt, ohne die Menschen aus der primären Verantwortung von Elternschaft und Kinderschaft, sei sie biologisch oder sozial begründet, zu entlassen.

Familie handelt aber nicht nur von Eltern und Kindern, sondern auch von Männern und Frauen, von Vätern und Müttern. Das mag ebenso selbstverständlich klingen, doch sticht man mit dieser Feststellung in ein ganzes Nest von Problemen. Und man stößt zunächst einmal auf eine merkwürdige Paradoxie.

Seit 1918 dürfen Frauen in Deutschland wählen, doch die Revolution der privaten Rollenerwartungen und Handlungsmöglichkeiten hat erst in den 70er Jahren stattgefunden. Sie sollte nicht nur den Mädchen und Frauen neue Chancen eröffnen, zumal in Bildung und Beruf, sondern spiegelte auch auf das andere Geschlecht zurück. Seitdem dürfen, plakativ gesagt, Jungen eine Puppe haben und Männer sich an der Käsetheke anstellen. Seit etwa einer Generation also leben wir im Zeitalter der Gleichberechtigung, der Emanzipation des Alltags.

Allerdings scheint, und darin liegt das Paradoxe, die Vielzahl dieser neuen Herausforderungen und Chancen für beide Geschlechter sich kaum in einer Veränderung gesellschaftlicher Strukturen niederzuschlagen. Mädchen haben zwar hervorragende Bildungschancen, aber die Karrieren von Frauen bleiben begrenzt – in Deutschland mehr als in anderen westlichen Gesellschaften. Männer gehen zwar einkaufen, doch der Wandel des Rollenverhaltens bleibt wie in Nischen einzementiert. Wir wissen zwar, dass »Frauen und Familie« kein »Gedöns« sind, kommen aber nicht aus der Falle heraus, ständig eben diese beiden Begriffe in einem Atemzug zu nennen, während von »Männern und Familie« kaum die Rede ist.

Und auf eigenartige Weise hat die Erosion der klassischen Familie – durch die Zunahme von nichtehelichen Geburten, von Partnertrennungen und Ehescheidungen – die öffentliche Verdrängung der Vaterschaft und ihrer Verantwortung noch befördert (obwohl es nicht wenige Väter gibt, die nach einer Trennung mehr und intensivere Zeit mit ihren Kindern verbringen als vorher). So ist es fast schon normal geworden, dass in den zahllosen Sozialreportagen über alleinerziehende Frauen, Familienarmut oder die Vernachlässigung von Kindern der Vater nicht einmal mehr vorkommt – offenbar wird davon ausgegangen, dass er sich ohnehin verflüchtigt hat und weder ökonomische noch emotionale Verantwortung tragen kann.

Die Überforderungen des Fortschritts

Wie konnte es zu dieser Situation kommen, wo die Ausgangsbedingungen vor 20, 30 Jahren doch so günstig schienen? Die Erwartungen an eine geschlechtergerechte Gesellschaft haben sich im privaten Raum, im Familienleben nur in engen Grenzen erfüllt. Konnte man damals nicht erwarten, dass wir spätestens im Jahr 2000 in einer Gesellschaft leben würden, in der Männer und Frauen sich selbstverständlich (was nicht heißt: konfliktfrei) in ein partnerschaftliches Arrangement von Erwerb und Familie begeben – und damit die Voraussetzungen für mehr weibliche Erwerbstätigkeit und für mehr Kinder schaffen?

Aber manche Prämissen der Veränderung waren, im Rückblick gesehen, schon damals falsch. Die »Gleichberechtigung« der 70er Jahre schien ein Frauenproblem zu sein, schlimmstenfalls eines der »Emanzen«. Über die großen Herausforderungen, die damit für Männer und Väter verbunden sind, ist fast gar nicht gesprochen worden. Der Fortschritt war eine Schnecke – aber er hat auch Illusionen gepflegt. Die überwiegende Vorstellung einer damals jüngeren Generation, in Zukunft würden sich die letzten Beschwerden des Lebens auflösen, mit denen sich die Elterngeneration des Wiederaufbaus noch herumschlagen musste, ist offensichtlich bitter enttäuscht worden. Kindererziehung bleibt ein hartes Geschäft des Verzichts. Beruf und Familie und Haushalt unter einen Hut zu bringen, lässt für Frauen wie für Männer häufig deutlich weniger zeitliche Freiräume übrig, als es in dem klassischen Modell der Rollentrennung und des männlichen »Ernährers« der Fall war.

Dieser ernüchternden Tatsache muss man sich stellen, gerade wenn man von Nostalgie für die alte Lösung frei ist. Und noch etwas hat die Träume von einst in erhebliche Schwierigkeiten gebracht: Die wirtschaftliche Entwicklung in der Bundesrepublik, seit 1990 im vereinten Deutschland, wirkte hierzulande wie eine Bremse gegen jene Veränderungen in Familie und Geschlechterverhältnis, die wir inzwischen mit Hinweis auf einen internationalen Rückstand einklagen.

Versucht man das Bild ein wenig zu ordnen, lässt sich die Überforderung des Fortschritts, von der Familien und Eltern im Allgemeinen, Männer im Besonderen betroffen sind, in drei Aspekten bündeln.

Ökonomische Unsicherheit und soziale Spaltung

Zunächst ist, wie schon angedeutet, die private Rollenveränderung an die Grenzen einer zunehmenden ökonomischen Unsicherheit gestoßen. Diese Unsicherheit hat zwei durchaus gegensätzliche Seiten: Für einen Teil der Bevölkerung bedeutet sie schlechtere Erwerbschancen, weniger Chancen auf einen Lebenszeitjob, im schlechtesten Fall lange Arbeitslosigkeit. Das sind Bedingungen, die eine Entscheidung für Kinder kaum begünstigen, die den Männern aber auch nicht den Wechsel in ein neues, offeneres Rollenverständnis erleichtern. Für einen anderen Teil haben die ökonomischen Trends der letzten Jahrzehnte beinahe das Gegenteil bedeutet: gute Chancen, wachsende Einkommen – sofern man bereit ist, jederzeit flexibel und mobil zu sein und sich dem Beruf bedingungslos zur Verfügung zu stellen.

In diesen gut qualifizierten und akademischen Mittelschichten gilt deshalb häufig: Was an der einen Stelle mit viel gutem Willen gewonnen wurde – ein partnerschaftliches Rollenverständnis, mehr Verantwortung der Männer für Familie und Haushalt –, das ging mit Flexibilitätsimperativen, einer zunehmenden Zahl von Reisetagen, überhaupt mit der für diese Berufsgruppen typischen Wucherung und Entgrenzung einer häufig nicht gemessenen Arbeitszeit wieder verloren.

Die Wirkung war jene fatale und durchaus typisch deutsche Alternative: entweder der Sog in Richtung traditionelles Familienmodell mit der traditionellen Rollenverteilung oder, wenn die Partnerin das nicht mitmachen wollte, in Richtung Kinderlosigkeit. Diese Alternative hat sich bereits in einer realen sozialen Spaltung verfestigt, die man vor allem in deutschen Großstädten beobachten kann. In den Innenstädten leben die kinderlosen Paare und Singles, in den Rei-

henhäusern am Stadtrand die Familien, in denen die Mütter auffällig oft nur geringfügig oder gar nicht erwerbstätig sind.

Diffuse Männlichkeit

Zweitens haben sich die Verhaltenserwartungen an Männer und an Frauen in den letzten Jahrzehnten mehrfach und auf komplizierte Weise gewandelt – auf eine Weise, die gesellschaftliche Unsicherheit ausdrückt und sich oft genug auch in individuelle Unsicherheit überträgt. Die Frauen hatten, spätestens seit den kulturellen Aufbrüchen der 1920er Jahre, eine gewisse Erfahrung damit, herkömmliche Grenzen zu überschreiten und in die Domänen »männlicher« Attribute einzubrechen: cool, lässig, stark, erfolgreich.

Die Männer fingen erst rund ein halbes Jahrhundert später an, ihrerseits dasselbe zu erproben. In den 70er Jahren wurde dem traditionellen, patriarchalischen Entwurf der neue Mann entgegengestellt, der die »weiblichen« Eigenschaften geradezu selbstbewusst aufgriff: verständnisvoll, weich, verletzlich, emotional und sozial kompetent. Vielleicht kam dieses neue Männerbild, überspitzt wie es auf seine Art war, nie so recht aus dem kulturellen Ghetto bestimmter Akademikerkreise heraus.

Jedenfalls war dem »Softie« der frühen 80er Jahre kein langes und erfolgreiches Leben beschieden; zu schwer ließ sich dieses Ideal in einen pragmatischen männlichen Lebensentwurf übersetzen. Und dann lief auch schon die Gegenbewegung an, die den konventionelleren Mann, der durchaus »Macho« sein durfte, kultivierte – angeblich auch als ein Bedürfnis der Frauen. Von hier aus führen viele Zickzacklinien bis zum »metrosexuellen« Mann der Gegenwart, der meistens auch nicht wie ein Familienvater aussieht.

Man mag einwenden, dies seien nur oberflächliche Modetrends, aber genau das ist Teil des Problems: Das Spielen mit den Moden drückt Hilflosigkeit aus und die Tatsache, dass es keinen überzeugenden kulturellen Entwurf von Männlichkeit gibt, in dem private und berufliche Rollenerwartungen auf einen Nenner gebracht werden.

Deshalb ist die Verlockung, vor der Familie zu fliehen oder sich erst gar nicht auf sie einzulassen, für beruflich erfolgreiche Männer noch größer als für Karriere machende Frauen.

Kindererziehung als Herausforderung

Als Drittes ist in der Reihe der Überforderungen durch den Fortschritt ein Aspekt zu nennen, der Männer und Frauen fast gleichermaßen betrifft. Die Rede ist von der Anspruchsspirale an die Kindererziehung, die sich seit den 70er Jahren, als die westdeutsche Gesellschaft am Ende der Not- und Wirtschaftswunderzeit ein sehr solides Wohlstandsniveau erreicht hatte, noch einmal beträchtlich in die Höhe geschraubt hat. Das gilt nicht nur in materieller, sondern auch in emotionaler Hinsicht: Man wusste jetzt, dass Kinder nicht einfach so »mitlaufen« können, sondern einer erheblichen und kontinuierlichen Investition an Extra-Zeit bedurften, vom Vorlesen bis zur Hausaufgabenbetreuung, von der Schmusestunde bis zum regelmäßigen Fahrdienst für sportliche oder musikalische Aktivitäten.

Der erste Eindruck, dass dieser zusätzliche zeitliche und emotionale Aufwand – Emanzipation hin oder her – vor allem von den Müttern aufgebracht wurde, täuscht wohl nicht. Der Verzicht auf Kinder wird dann zur Reaktion auf die Angst, bei diesen Ansprüchen nicht mehr mithalten, die für selbstverständlich gehaltenen Ressourcen nicht mehr zur Verfügung stellen zu können.

Natürlich braucht jedes Kind, auch wenn es deren drei sind, ein eigenes Zimmer, dazu eine angemessene und altersgemäße Medienausstattung, von neuer Kleidung, von Ernährung, Bildung und Freizeit ganz zu schweigen. Es gibt in Deutschland relative Kinderarmut, aber es gilt auch: In kaum einem anderen europäischen Land – sicher nicht in Frankreich, England oder Italien – ist der »selbstverständliche« Wohn- und Lebensstandard von Kindern so hoch wie in der Bundesrepublik.

An dieser Anspruchsspirale scheitert so manche Familiengründung oder auch Familienerweiterung. Denn es ist ja nicht nur so,

dass zu viele Erwachsene kinderlos bleiben. Vielmehr sind aus typischen Zweikindfamilien Einzelkindhaushalte geworden, und Eltern, die früher für drei oder vier Kinder »gut« waren, begnügen sich mit zweien.

Die sichtbaren Folgen

Auf die Fehlentwicklungen und versäumten Herausforderungen der letzten Jahrzehnte hinzuweisen, bedeutet nicht, dass man es sich mit einer Schuldzuweisung leicht macht. Es gab nicht »die« verpasste Chance anno 1977 oder 1987, die in eine rundherum komfortable, geschlechtergerechte und kinderreiche Situation 2007 geführt hätte. Die schwierigste Erkenntnis ist offenbar gerade die, wie problematisch, wie persönlich herausfordernd und anspruchsvoll es bleibt, ein Arrangement des Lebens zu finden, das die drei Pole von Beruf, Partnerschaft und Kindern auf überzeugende und moderne Weise in Balance bringt.

Die Folgen der verpassten Chancen kann man trotzdem nicht übersehen, und zwar nicht erst in irgendeiner Zukunft des Jahres 2030 oder 2050, von der in demographischen Szenarien jetzt so oft die Rede ist. Die Folgen sind bereits mitten unter uns. Sie betreffen Eltern und Kinder und darüber hinaus die Gesellschaft ganz allgemein. Sie haben aber auch viel mit jenen besonderen »Männerproblemen« zu tun, von denen bereits die Rede war.

Zunächst: Die Folgen des Geburtenrückgangs, der niedrigen Geburtenzahl in Deutschland mögen sich angesichts steigender Lebenserwartung nur sehr langsam in der Bevölkerungszahl niederschlagen. Aber die Konsequenzen für die Altersstruktur der Gesellschaft sind bereits seit einiger Zeit deutlich spürbar. Dabei geht es nicht nur um die generationelle Balance sozialer Sicherungssysteme, sondern auch um das Potenzial für Wachstum und Kreativität großer Regionen, vielleicht des ganzen Landes.

Im alltäglichen Leben beobachten wir mehr und mehr die Alterung von Wohnquartieren, die de facto kinderfreie Zonen werden.

Der sozial selektive Geburtenrückgang (also: die häufigere Kinderlosigkeit der Akademikerinnen und Akademiker) verschwendet wichtige Ressourcen der Bildung und der sozialen Kompetenz, die von solchen Bevölkerungsgruppen nicht mehr an eigene Kinder weitergegeben werden können, und trägt damit auch zur Kumulation sozialer Probleme bei.

Wir wissen um viele dieser Zusammenhänge und bearbeiten sie inzwischen auch intensiv in öffentlicher Debatte und politischem Handeln. Doch ist die Kluft zwischen Reden und Realität, zwischen öffentlich-politischer Problemdiskussion und Alltagswirklichkeit häufig nicht kleiner, sondern größer geworden. Wenn immer weniger 30- oder 35-Jährige Eltern sind, dann nützt ihnen eine gestiegene familienpolitische Aufmerksamkeit vorderhand wenig, um sich im Alltag der Kinderlosen zu behaupten.

Gerade unter deutschen Akademikern findet man sich oft in einer Runde mittelalter Erwachsener wieder, für die Kinder als Denkmöglichkeit und Lebensrealität kaum mehr vorkommen. Man muss dann sehr nachdrücklich daran erinnern, dass man wegen der Kinder zu dieser oder jener Zeit nicht könne. Oder man hört, wenn man mittags nach Hause hetzt, um schnell etwas auf den Tisch zu bringen, den jovialen Zuruf eines Kollegen, der jetzt erst ins Büro kommt: »Na, schon Feierabend?!« Diese Entfamiliarisierung des Alltags ist eine besondere Gefahr, weil sie Eltern (und Kinder) unter höheren Druck setzt, statt sie zu entlasten: unter den stillschweigenden Druck nämlich, den Lebens- und Zeitgewohnheiten der Kinderlosen zu entsprechen.

Das wiederum ist eine Erwartung, die Männer in besonderer Weise trifft und von der Bereitschaft zur Vaterschaft abzuhalten droht. Denn immer noch ist für Männer kaum etwas heikler, als sich beruflichen (Zeit-)Anforderungen mit dem Hinweis auf Familien- und Kinderpflichten zu verweigern.

Damit sind wir schon bei den besonderen Konsequenzen, die das Scheitern der Männer in den Überforderungen des Fortschritts und das Fehlen zeitgemäßer Männer- und Vaterrollen in der Gesellschaft insgesamt zeitigt. Lange Zeit war von der Kinderlosigkeit der Frauen

die Rede; inzwischen wissen wir, dass mehr Männer als Frauen in Deutschland dauerhaft kinderlos bleiben.

Schärfer gesagt: Die Ursachen des Geburtenrückgangs liegen eher bei den Männern als bei den Frauen – bei Männern, die unsicher über die Erwartungen sind, denen sie als Väter entsprechen müssen, bei Männern, die Angst vor dem Verlust von Freiheit und Spontaneität der Lebensführung haben. Deshalb zeigt sich die geringere Bereitschaft von Männern, sich auf ein Leben mit Kindern einzustellen, schon in ihren Wünschen und Projektionen, in repräsentativen Umfragen nämlich, die nach der Bedeutung von Kindern und Familie für einen glücklichen Lebensentwurf fragen.

Die Unsicherheit der männlichen Rollenanforderungen hat ihrerseits zu einem Rückzug in traditionelle Verhaltensbilder und Karriereorientierungen geführt, unter deren Langzeitfolgen ironischerweise die Jungen besonders leiden – womit das Problem sich gleich auf die nächste Generation übertragen hat. Junge Männer in Deutschland, vor die Frage der Berufs- und Ausbildungswahl gestellt, haben im Zeitalter der Emanzipation, während der letzten zwei Jahrzehnte, teils sogar zunehmend darauf geachtet, nur ja nicht in Berufsfelder und Karrieremuster hineinzugeraten, die ohnehin schon von einer Feminisierung »bedroht« waren.

Das gilt besonders für pädagogische und soziale Berufe. Männer als Erzieher in Kindergärten kommen so gut wie nicht vor, an Grundschulen sind Lehrer Einzelexemplare, und selbst in den weiterführenden Schulen haben sie sich auf den Rückzug begeben. Damit fehlen den Jungen die männlichen Vorbilder, die sie auch in den Familien häufig nicht mehr haben; jedenfalls fehlen solche Vorbilder, die eine Ergänzung oder auch Alternative zum Verhalten des eigenen Vaters darstellen könnten.

Gleichzeitig und in unverkennbarem Zusammenhang damit sind Jungen im Bildungssystem, überhaupt in den gesellschaftlichen Kompetenzen deutlich zurückgefallen und in weiten Bereichen, auch bei der Abiturientenquote, längst von den Mädchen überholt worden. Spätestens an dieser Stelle beißt sich die Katze in den Schwanz. Denn wo Vorbilder fehlen, können auch eigene Erwartungen nur

schwer ausgebildet werden; und es bleibt, zumal in den bildungsferneren Schichten, die Flucht in die scheinbare Sicherheit eines extrem stereotypen, extrem konventionalisierten männlichen Rollenverhaltens, teils noch zusätzlich befördert durch den kulturellen Hintergrund von Migrantengruppen.

Diese Entwicklung ist nicht nur familien- und gesellschaftspolitisch fatal, sondern führt auch ökonomisch in eine Sackgasse. Denn die »starken« Berufe, für die der starke Mann sich geeignet hält, verlieren an Bedeutung, während die expandierenden Berufe und Wirtschaftsbereiche der Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft von den jungen Männern gemieden werden, teils wohl in dem diffusen Wissen darum, dass ihnen dafür die sozialen Kompetenzen fehlen, weil sie sie von anderen Männern nicht lernen konnten. Aus dieser Falle herauszukommen ist eine der größten Herausforderungen der Zukunft im Schnittpunkt von Familien-, Bildungs- und Wirtschaftspolitik.

Familienpolitik und neue Väter – keine Patentrezepte

Was also hilft in dieser Situation? Eine Zeitmaschine würde uns wenig nützen – ob sie uns in die 70er Jahre als die Hochphase der Geschlechterkämpfe führte oder in die 50er Jahre, als alles noch seine stabile Ordnung der Eindeutigkeit hatte: Männer für den Erwerb, Frauen für die Familie. Am Beginn des 21. Jahrhunderts müssen wir die Herausforderung des Fortschritts annehmen, ohne uns ihr auszuliefern.

Wer sich im eigenen Leben für eine klare Trennung der Aufgaben beider Partner auf Dauer, also jenseits einer einjährigen Elternzeit, entscheidet, soll das tun können und nicht dafür bestraft werden. Für unsere Gesellschaft insgesamt führt dieses Modell jedoch nicht weiter. Die Skepsis gegenüber dem patriarchalischen Modell zugunsten eines neuen Bildes der Balance von Familie und Erwerb, von Aufgaben der Männer und der Frauen, der Väter und der Mütter ist deshalb aber noch kein Grund zum Triumph für die Verächter der Familie.

Es kommt ja gerade darauf an, den mittleren Raum zwischen dem alten Familienmodell einerseits und dem Verzicht auf Familie zugunsten der eigenen Selbstverwirklichung andererseits auszufüllen. Genau dieser mittlere Raum ist in Deutschland zu eng, enger als nötig, und es kommt darauf an, ihn zu erweitern.

Ob man Familienpolitik macht oder sich im eigenen Alltag um die Erziehung von Kindern bemüht – immer bedeutet das ein Bekenntnis zum fundamentalen Generationenvertrag der persönlichen Verantwortung. Das ist ein Generationenvertrag, der mit dem Geld in der Renten- oder Pflegeversicherung noch gar nichts zu tun hat. Er besagt für alle: Gesellschaften können nur nachhaltig existieren, wenn sie sich biologisch und sozial reproduzieren – oder, weniger technisch gesprochen: wenn sie Freude an Kindern haben. Er besagt für jeden und jede: Das eigene Leben ist nicht nur dafür da, es für sich selber zu entwerfen und zu gestalten, sondern um es weiterzugeben an andere.

In dem »mittleren Raum«, den wir dabei erschließen müssen, ist die Familie nicht ein Gegenmodell zur Gesellschaft und ihrer »harten Realität«, sie ist nicht einfach ein Rückzugs- und Schonraum, der von den Schwierigkeiten des wirklichen Lebens ablenken kann. Wenn das so wäre, würde den Kindern, aber auch den Eltern, den Vätern und Müttern ein täglicher Spagat abverlangt, den sie nicht leisten können. Familie schützt nicht vor dem Leben, sondern soll mitten im Leben stehen.

Aber sie muss sich auch weigern, sich den Imperativen der unendlichen Flexibilisierung, der Ökonomisierung und Effizienzsteigerung auszuliefern. Das ist oft nicht so leicht, aber wir sollten auch nicht der deutschen Neigung verfallen, dynamische Außenwelt und romantische Familie immer in krasser Opposition zu sehen. Oft profitieren wir von moderner Technik und effizienter Ökonomie, etwa wenn Eltern, eine Distanz von mehreren hundert Kilometern überwindend, abends noch am Bett ihrer Kinder sein können.

Deutschland hat, im Konsens fast aller politischen Lager und Parteien, einen neuen Akzent auf eine Familienpolitik der Infrastrukturen gesetzt. Familienpolitik wirkt über den Binnenraum der Familien

hinaus und wird auf diese Weise erst recht zur Gesellschaftspolitik. Sie ermöglicht es Frauen, Karriere und Familie besser als bisher zu vereinbaren (und ermuntert auf diese Weise vielleicht auch Männer zu einer Entscheidung für ein Kind). Sie nimmt soziale und Verhaltensprobleme in Familien ernst, die mit der Erziehung zeitweise oder ständig überfordert sind.

Diese Familienpolitik der Infrastrukturen muss fortgesetzt werden, ja eigentlich erst richtig beginnen. Das ist eine öffentliche wie eine private Aufgabe. Viel mehr als bisher müssen sich Unternehmen darin engagieren und können vorbildlich zeigen, dass sie Väter und Mütter als Mitarbeitende hoch schätzen. Es geht aber auch nicht ohne eine Offensive öffentlicher Investitionen, in pädagogisches Personal ebenso wie in bauliche Voraussetzungen. Denn ein warmes Mittagessen kann schlecht im Klassenraum eingenommen werden.

Doch es gilt auch im Auge zu behalten: Eine Familienpolitik der Infrastrukturen ist kein Selbstzweck, und sie sollte sich nicht das verführerische, aber falsche Ziel setzen, eine Vollerlastung der Eltern herbeizuführen oder Verantwortung dauerhaft auf öffentliche Institutionen zu verlagern. Das gilt in mehrfacher Hinsicht. Sozialpolitisch kann eine Ganztagschule Eltern entlasten, die in der Erziehung oder schlicht mit der Bereitstellung einer warmen Mahlzeit an Grenzen stoßen. Die elterliche Verantwortung kann sie nicht ersetzen – und ihr Ziel sollte es überdies ja gerade sein, den Kindern Kompetenzen zu vermitteln, die sie selbst in der Erziehung eines Tages erfolgreicher sein lassen.

Familienpolitisch kann eine Ganztagschule oder ein Ganztagskindergarten zeitliche Ressourcen zur Verfügung stellen, um eine volle Erwerbstätigkeit und angemessene Karrierechancen wahrnehmen zu können. Aber ihre Aufgabe kann es nicht sein, die Grenzen der zeitlichen Beanspruchung außerhalb der Familie immer weiter auszudehnen. Weder familien- noch gesellschaftspolitisch ist es wünschbar, den Single-Lebensentwurf und die Single-Zeitökonomie zum normativen Ideal und empirischen Leitbild zu machen, indem man die Bedingungen dafür schüfe, dass Eltern »endlich« so frei wie Kinderlose leben können. Im Interesse der Kinder wäre das schon gar nicht.

Auch hier gilt es also, Grenzen zu markieren und Eltern, nicht zuletzt Vätern die Möglichkeit zu geben, Familienalltag und Familienaufgaben selbstbewusst für sich zu reklamieren. Die Politik hat dabei nur eine begrenzte Steuerungsfähigkeit. Es liegt in der Verantwortung von Unternehmen, von Führungskräften und Vorgesetzten, sich selbst und anderen klarzumachen, dass besondere Leistung nicht von einer Dauerpräsenz in der Firma abhängt; dass eine 70- oder 80-Stunden-Woche nur begrenzt produktiver ist als die 40- oder 50-Stunden-Woche.

Wenn man sich in einer guten Anwaltspraxis nur behaupten kann, indem man mehr als zehn oder zwölf Stunden täglich arbeitet und die Vereinbarkeit von Familie und Beruf deshalb auch mit der besten Ganztagsbetreuung praktisch ausgeschlossen ist, dann sind nicht nur ökonomische, sondern auch gesellschaftliche Koordinaten falsch gezogen.

Wer bei dem letzten Beispiel nur an die junge Anwältin denkt statt auch an ihren männlichen Kollegen, macht einen folgenschweren Fehler. Familienpolitik betrifft mehr denn je beide Geschlechter. Sie ist viel zu lange in dem Ghetto der »Mutti-Politik« stecken geblieben, so als würden sich die Probleme auflösen, wenn Frauen die gleichen Erwerbschancen haben wie Männer, sofern sie nur die Kinder lange genug unterbringen können.

Viel zu lange haben wir dabei die andere Seite der Familien- und Gesellschaftspolitik übersehen: die gespaltene Identität der Männer mit ihrer »Stärke«, die immer mehr zur Schwäche zu werden droht, mit ihrer Sicherheit, die Unsicherheit kaschiert und Hilflosigkeit in dem modernen Anforderungsgeflecht von Familie, Partnerschaft, Karriere produziert. Kein Mitleid für die Männer und Väter, aber mehr Aufmerksamkeit. »Schwache Männer stärken« – so könnte eine Devise der Bildungs- und der Familienpolitik lauten.

Prof. Dr. Paul Nolte
Freie Universität Berlin
FB Geschichts- und Kulturwissenschaften
Friedrich-Meinecke-Institut
Koserstraße 20
14195 Berlin
pnolte@zedat.fu-berlin.de